



Beilage zum Verdener Anzeigenblatt

Nr. 4

Januar

1926

Das erste Weihnachtsfest im Felde beim Feldartillerie-Regiment Nr. 26

Von Hans Witt, Dortmund.

Mitte November 1914 traf unser Ersatztransport aus Köln beim Regiments-Stabsquartier in Drainville vor Reims ein. Nach kurzer Besichtigung durch den Regimentskommandeur Oberst von Gostfowsky wurden wir auf die Batterien verteilt, und der Abend sah uns schon in den Feuerstellungen. Uns Neulingen kam es wohl erst schier romantisch vor, in den niedrigen Erdhöhlen zu hausen, die als Unterstände dienten. Bald aber sahen wir ein, daß es sich in den etwas größeren Blockhütten doch besser hausen ließ, die jetzt in fleißiger Arbeit entstanden und mit Tisch und Stuhl und sogar Ofen aus dem zerhossenen Dorfe Loivre möbliert wurden.

Nun saß es sich abends herrlich in dem engen, Harz und Regen tröpfelnden „Chateau“, wie wir stolz diese armseligen Buden nannten. Es blies vorläufig auch leidlich ruhig an diesem Teile der Front, wenn wir auch bald unsere Feuertaufe erhielten.

So kam Weihnachten näher, mit Spannung und etwas wehmütigen Gedanken erwartet. Eines Abends, als wir gerade für vier Tage nach Drainville „in Ruhe“ gehen sollten und die Geschütze aus der Bedung herausarbeiteten und aufprokten, rief Wachtmeister Kreinsens Stentorstimme durch die Dunkelheit meinen Namen. Ich stürzte los — als Rekrut natürlich viel zu langsam — und sehe dann vor mir die Umrisse einer Gestalt von nicht gerade militärischer Schlankheit in Soldatenmantel und Generalfähnlermütze, sonst aber Zivilkleidern. Ein wohlbekanntes, rundes Gesicht lacht mir freudig entgegen: Schlossermeister Wilhelm Ahrens aus Verden! — „Mensch, Witt! Ahrens?“ — „Ja, ich heß Jo eenen Ilenbahnwagen vull Liebesgaben von de Stadt Veern brächt, nu mußt ik Jo doch beßeren bi de Kanonen. Ik bin all in Loivre un in'n Graben wesen un heß de ganze Front uprollt!“ So klang es gemütlich im heimatischen Platt. Das war eine Freude! Gemeinsam auf einer Geschützproke wurden wir durch den schlammigen Lehms nach Drainville gefahrt, wo wirklich große Pakete unserer warteten. Dankbar gedachten wir der Spender und Ueberbringer. Das waren die Vorboten des Weihnachtsfestes. —

Christabend selbst sah uns wieder in der Feuerstellung, und dieser erste Weihnachtsabend im Felde wird vielen unvergessen bleiben! Die Bedienung eines jeden Geschützes hauchte in einem „Chateau“ beisammen und bildete eine Familie. So konnte das Band der Kameradschaft, das gemeinsame Gefähr so eng zu flechten versteht, in solchen Stunden all die verschiedenen Menschen herzlich aneinanderschließen und ein wenig das Zusammensein mit den teuren Lieben daheim ersetzen. Ein Weihnachtsbäumchen erglänzte in jedem Unterstand. Leuchtenden Auges schaute jeder hinein in den Lichterglanz, wenn die alten Weihnachtslieder gesungen wurden, wobei jedoch der Blick der meisten über den Raum hinweg durch die Wände des engen Raumes zu dringen schien, um Hunderte von Menschen zu überfliegen und ein wohlbekanntes Stübchen daheim zu suchen, wo auch zu dieser Stunde der Baum erstrahlte und Vater und Mutter oder Frau und Kinder dieselben Lieder sangen und mit zitterndem Herzen an uns dachten. — Kein hartes, rauhes Wort fiel an dem Abend. Die Weihe und der Zauber deutscher Weihnacht hielt alle umfangen, und manches Auge glänzte im feuchten Schimmer. Ein jeder hatte vor sich die Geschenke von

deheim, meist Ess- und Trinkbares, und teilte kameradschaftlich allen davon aus. Manche begannen Briefe zu schreiben, andere plauderten von zu Hause, und wieder andere träumten vor sich hin.

Und dann kam meine schönste Feierstunde:

Von 11 bis 1 Uhr hatte ich Wache und trat hinaus in die kalte Winternacht. Klingelnder Frost und glitzernder Sternenhimmel. Klare Lüfte, die den Gesang der deutschen Weihnachtslieder aus der ganzen langen Reihe der Schützengraben herüberträgt! Nur selten erinnern vereinzelte Postenküsse oder ein in der Ferne brummendes Geschütz daran, daß Krieg ist. Von rechts, von einer Anhöhe her, umschmeichelt weich und lind Trompetenton mit altertrauten Weihnachtsklängen Herz und Ohr des einsamen Postens, und es ist, als ob ihm die warme Hand der guten Mutter, wie einst dem kleinen Knaben, Haar und Wangen streichle. Wer sollte da nicht in sehnsüchtiges Träumen verfallen! — Langsam umstapfe ich das selbstgepflanzte Wäldchen, das die Batterie neugierigen Fliegeraugen entziehen soll. Da bietet sich am linken Flügel der Feuerstellung ein überraschendes Bild. Dort bei Loivre in der vordersten Linie erstrahlt und flimmert es in eigenartiger Helle: Auf einer Höhe, weithin auch dem Feinde sichtbar, brennt ein großer Tannenbaum, den die 74er aus Hannover dort errichtet und mit elektrischen Lampen besetzt haben. Die Franzosen mögen gestaunt haben über die deutschen „Barbaren“, sie ließen den Lichterbaum ungeschoren! — Am ersten Weihnachtstage abends kam die Batterie nach Drainville in Ruhe. Schnell wurden am nächsten Morgen die Vorbereitungen für eine gemeinsame Weihnachtsfeier der ganzen Batterie getroffen. Fleißige und geschickte Soldatenhände verwandelten den engen, niedrigen Dachboden eines Hauses in einen schmucken Weihnachtsaal, in dem die ganze Batterie an selbstgeziimmerten Tischen und Bänken leidlich Platz fand. Für ernste Weihnachtsstimmung sorgte vormittags ein unvergeßlich feierlicher Feldgottesdienst im Schloßpark von Drainville auf einem Rasenplate nicht weit vom Ehrenfriedhof, von wo auf Steinen und Kreuzen schon so mancher bekannter Name unseres Regiments, Erinnerung heischend und zur Pflicht mahnend, traurig herübergrüßte. Am Abend fanden unsere erstaunten Augen in dem „Festsaale“ alles herrlich und liebevoll geschmückt und vorbereitet. Da strahlte der große Tannenbaum. Da lagen auf dem Platte eines jeden von uns freundliche Gaben, die unser Batterieführer Hauptmann Groschupf uns spendete, sinnig ausgesucht und die kundige Hand des alten Soldaten zeugend, der weiß, was ein Kriegsmann schätzt und brauchen kann. Und hier verriet sich auch seine Gemahlin als mitfühlende Soldatenmutter, die nicht nur die Spenden aus der Heimat hergeschickt, sondern auch ihr Liebeswerk durch die Stiftung einer riesigen Wunschbowle gekrönt hatte. Konnte es da wunder nehmen, daß diese Familienfeier der Batterie einen herzlich-frohen Verlauf nahm! Die Weihnachtslieder erklangen. Ansprachen wurden gehalten, erst vom Hauptmann, dann auch von den Soldaten, die in schlichter, manchmal wohl eckiger, aber ehrlich und herzlich gemeinter Form ihren Dank zum Ausdruck brachten. Der Anebersache ist verschlossen und gibt nicht gern Gefühle, die ihn bewegen, kund, aber man konnte doch aus diesen karg und sparsam vorgebrachten Dankesworten nicht nur die tiefinnerliche Freude am Gebotenen, sondern auch das Vertrauensverhältnis zwischen Soldaten und Führern heraus hören, welches das Geheimnis all unserer Erfolge gewesen ist. — Die Feststimmung und der prächtige Wunsch löste dann allmählich

auch dem verschlossensten Heidjer die Zunge, und zuletzt wollten die lustigen Vorträge und die „Hochs“ auf die Vorgesetzten aller Grade kein Ende mehr nehmen, bis die leeren Komleffel allmählich auch die Lustigsten auf ihr kärgliches Strohlager trieben. Lange Klang bei allen noch die Freude nach über dieses erste Weihnachtsfest im Weltkriege.

Von Verdener Wappen und Siegeln

Einer alten Chronik aus dem Jahre 1844 entnehmen wir einige Notizen über die alten Verdener Wappen und Siegel. Das alte bischöfliche Wappen besteht aus einem schwarzen Kreuze im silbernen Felde.

Das große Inseigel der Stadt Verden ist eine Burg mit drei Türmen. In der mittleren Oeffnung steht das Brustbild eines Bischofs, der in der rechten Hand einen Bischofsstab und in der linken ein Buch hält. Auf dem Bogen, der von den beiden äußersten zu dem mittleren Turm führt, sitzen zwei Vögel, die die Gestalt der Tauben zu haben scheinen, und die den Kopf nach dem mittelsten Turm zu richten. Die Inschrift ist: *Sigillum civitatis in Verda.* *) Nach der Art der Buchstaben zu urteilen, muß das Wappen aus dem 14. Jahrhundert, wenn nicht schon aus dem 13. Jahrhundert stammen. Das große Siegel wurde zu allen „öffentlichen Handlungen und Instrumenten“ gebraucht. Das kleinere Siegel ist das sogenannte Missio-siegel, dessen der Magistrat sich „in allen gerichtlichen Sachen“ bediente. Es ist dem größeren gleich gebildet, nur fehlen die beiden erwähnten Vögel. Die Umschrift ist: *Sigillum civitatis Verdensis.* Es ist auch ungleich jünger als jenes.

Bekanntlich war die Stadt früher geteilt und zwar in Norderstadt und Süderstadt. Als die letztere noch ihre eigene Jurisdiktion besaß, hatte sie auch ihr besonderes Siegel. Es war ihr am 16. Oktober 1651 von der schwedischen Königin Christina verliehen und bestand aus einem Arm, der das Verdener Nagelkreuz hielt. Die Umschrift lautete: *Sigillum civitatis Suder Verdensis.*

Das Siegel des Verdener Amtes ist ein braunschweigisch-lüneburgisches weißes Pferd mit der Umschrift: *Königl. Amts Verden Inseigel.* F. B.

Der Sandsteinsfund bei Dörverden

Für wen waren die bei Dörverden gehobenen Sandsteine bestimmt?

Vor längerer Zeit ist bei Dörverden ein altes Lastschiff mit Steinquadern aufgefunden, und zwar handelte es sich, wie die nähere Untersuchung ergab, um 22 Steine verschiedener Größe, die alle bis auf einen mit dem gleichen Zeichen, nämlich der Wolfsangel mit Andreaskreuz und einem überzähligen, senkrecht zur Längsachse stehenden Strich bezeichnet sind. Diese Zeichen hält man für Steinmezzeichen, der Stein selbst wurde als Obernkirchener bestimmt. Was hat es nun mit diesen Steinen auf sich? Wann mögen sie gebrochen sein? Für wen waren sie bestimmt?

Auf einem Trottoirstein des Kirchhofes zu Scharmbeck befindet sich, wie schon S. A. Poppe im 6. Bande des Bremischen Jahrbuches festlegte, daselbe Steinmezzeichen. Leider wird sich über die Scharmbecker Steine schwerlich noch näheres feststellen lassen; denn die dortige Kirche stammt in ihrer heutigen Form aus dem Jahre 1744. Um diese Zeit waren keine Steinmezzeichen mehr üblich; das letzte Bremer Zeichen dieser Art kommt im Jahre 1687 vor. Es werden die mit Steinmezzeichen versehenen Steine in Scharmbeck — es sind im ganzen fünf, aber alle verschieden bezeichnet — noch aus der alten Kirche stammen. Wir wissen aber nicht, wann diese Kirche erbaut wurde. Man führt den ersten Kirchenbau gar auf Ansgar zurück. Ob sich über die frühere Kirche noch etwas ermitteln lassen wird, darf man bezweifeln, weil die Scharmbecker Kirchenbücher, welche vielleicht Aufschluß hätten geben können, erst mit dem Jahre 1692 beginnen.

Aus der Tatsache, daß das Dörverden Zeichen mit einem Scharmbecker übereinstimmt, kann man den Schluß ziehen, wie

*) Eine Abbildung des großen Verdener Stadtsiegels sehen unsere Leser am Kopfe des Verdener Anzeigensblattes.

es auch geschehen ist, daß beide Steine von demselben Steinmezken bearbeitet sind. Würde man nun, wann die ältere Scharmbecker Kirche erbaut wurde, so hätte man einen Anhalt für den Dörverden Fund. Es wurde aber bereits dargelegt, daß hier die Voraussetzung fehlt. — Andererseits muß doch um alle Möglichkeiten aufzuzeigen, darauf hingewiesen werden, daß bei den verwandten Hausmarken dieselbe Marke zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten wiederkehrt. So führt z. B. die durch ganz Osterstade verbreitete Familie Illies als Hausmarke das Stundenglas und die am rechten Weserufer ansässigen Mahlstedts führen, soweit ich mit meinen Aufzeichnungen gekommen bin, ebenfalls eine übereinstimmende Marke. Man schlage nur mal Hommeyers Werke auf oder sehe Poppes Sammlung durch!

Bei den Dörverden Sandsteinen handelt es sich nach meiner Ansicht garnicht um ein Ursprungs-, sondern um ein Eigentumszeichen. Mit dem Anbringen ihrer Marke waren die alten Steinmezken doch recht sparsam. Allenfalls, wenn ein Bau fertig war, gruben sie ihr Zeichen ein. Ja, von dem berühmten Lüder von Bentheim, der Unvergänglichens in Bremen schuf, wissen wir nicht einmal zweifelsfrei sein Steinmezzeichen anzugeben. Und hier sollten nun mit einem male 22 Steine von demselben Meister beisammen sein? Wären die Zeichen tatsächlich Ursprungszeichen, so ständen wir vor zwei Möglichkeiten. Alle Steine waren für einen Bau bestimmt; dann zeigte dieser Bau 22mal das Ursprungszeichen! Da es so etwas nicht gibt, bliebe nur die andere Möglichkeit, daß es Schluffstücke von Bauten waren. Man denke von 22 Bauten zu gleicher Zeit! Beides ist durchaus unglaubwürdig. Vielmehr scheint gerade die Häufung von 22 Stücken dafür zu sprechen, daß es sich hier um Eigentumszeichen handelt. Das geht denn auch ganz aus der Art und Weise hervor, in welcher der Obernkirchener Sandstein in unsere Gegend kam.

In seinem Buche „Bremische Werkmeister“ (Bremen 1890) schrieb Dr. J. Fode: „Von Bremen aus als dem natürlichen Umschlagsorte, wurde ein lebhafter Handel mit den an der Oberweser gebrochenen Steinen nicht nur in der Umgegend Bremens, sondern auch ins Ausland, nach Holland und Dänemark, wo der „Bremer Stein“ sehr beliebt war, betrieben.“ Ja, vor etlichen Jahren wurde in Drammen, einem norwegischen Hafen, ein ganz ähnlicher Fund gemacht wie bei Dörverden: bei Baggerungen wurde ein Grabstein aus Obernkirchener Gestein gehoben.

Zum ersten Rathausbau in Bremen im Anfange des 15. Jahrhunderts wurde der Sandstein noch in Hannover gekauft; er war im Meißter gebrochen. Erst als zweihundert Jahre später das Rathaus eine neue Fassade erhielt, nahm man den Stein aus Obernkirchen. In der Zwischenzeit hatte man seine Vorzüge wahrscheinlich kennen gelernt. Aus dieser Zeit aber vermögen wir auf Grund der Bremer Urkunden Bestimmtes zu sagen.

Als Steinhändler trat zunächst die Innung der Steinmezken auf. Der Stein wurde auf dem Handelswege bezogen. Wenn sie reichlich Geld in der Kasse hatte und es gut anlegen wollte, kaufte sie Obernkirchener Sandstein und legte ihn in Bremen auf Lager. Es ist bezeichnend genug, daß der Rat besondere Lagerplätze bestimmen mußte, anfänglich den Werder, später den Teerhof. Aber auch einzelne Steinmezken waren gleichzeitig Steinhändler. So wird berichtet, daß Lüder von Bentheim, der bedeutendste Bremische Steinmez seiner Zeit, im Jahre 1603 der Innung auf einmal dreißig Tuder Steine lieferte. Wie groß sein Lager gewesen sein muß, geht auch daraus hervor, daß sein Sohn, der sich dem Gelehrtenstande zuwandte, noch „Grausteine“ lieferte. Es wird sich da nur um den Nachlaß seines Vaters handeln können.

Es kann gar kein Zweifel darüber herrschen, daß der Stein in Obernkirchen in großen Mengen gebrochen wurde; denn es kamen dorthin auch noch aus anderen Gegenden Steinhändler z. B. aus Dänemark. Dieses Neben- und Durcheinander der vielen Arbeiter verlief nun keineswegs immer einträglich. Häufig genug hören wir von Zank und Mißhelligkeiten im Brüche. Bei solchen Zänkereien wurden den Bremer Arbeitern einmal ihre Wagen weggenommen; es seien garnicht ihre Wagen, hieß es einfach. In ihrer Not wandten sich die Bremer Arbeiter an den Rat ihrer Vaterstadt, und der sorgte väterlich für sie. Hatte er bei früheren Streitigkeiten nur angedroht, von seinem Stapelrecht Gebrauch machen zu wollen, jetzt führte er es aus. Die glückliche Lage an der Weser als dem einzigen Transportwege machte Bremen bis zu einem gewissen Grade zum Herrn des Obernkirchener Sandsteines. Daß bei solchen Verhältnissen im Bruche und auf dem Transporte — die Hoyer Grafen untersuchten gelegentlich auch die Schiffe auf ihren In-

holt — es für den Händler einfach ein Gebot der Klugheit, um nicht zu sagen eine Notwendigkeit war, sein Eigentum zu bezeichnen, möchte ich doch glauben. Wenn schon Wagen genommen wurden, waren die Steine, die sich obendrein nur durch die Größe unterschieden, gewiß nicht sicher. Als Zeichen kam aber nur die leicht einzuschlagende Marke in Frage. Das Innungsbuch der Bremer Steinmehzen enthält über vierzig solcher Marken, darunter auch die des Jacob Sillis von 1624, darstellend eine Wolfsangel mit Andreaskreuz, also ein dem Dörverdener ähnliches Zeichen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Obernkirchener Stein zu Schiff bis nach Holland und Dänemark verfrachtet wurde, so ist folgende Auslassung Poppes (a. a. O. S. 267) überaus beweisträftig: „Die deutschen Handelsmarken sind, wie die Steinmehzzeichen, über ganz Europa verbreitet und finden sich noch heute in Warschau und Genua bei deutschen Geschäften. Die Kaufmannsmarke, welche den Warenballen, den Fässern etc. aufgemerkt wurde, zeigt am deutlichsten, welche Bedeutung das Merken eines Gegenstandes mit dem Handgemal hatte. Die Marke machte die Sache, auf der sie sich fand, kenne als Eigentum dessen, der sie führte. So hatte sie bei Strandungsfällen eine große Wichtigkeit gegenüber dem Strandrecht, indem sie den Grundsatz brach, daß das Strandgut herrenlos sei.“ Und in diesem Zusammenhange macht Poppe die wichtigste Bemerkung, daß nach alter Handwerksregel die Ursprungsmarke erst beim Richten des Steines angebracht wurde.

Wer brach die Steine in Obernkirchen? Sehr wahrscheinlich doch nicht die Steinmehzen, sondern Spezialarbeiter. Die Herbeischaffung von Rohmaterial wäre auch eines zünftigen Steinhauers unwürdig gewesen. Wir haben auch nicht den geringsten Anhalt dafür, daß die Bearbeitung der Steine an der Bruchstelle erfolgte. Wäre das der Fall gewesen, so hätten die Innungen in Obernkirchen sein müssen. Davon wissen wir nichts. Wohl aber spielten sich die Innungsstreitigkeiten in Bremen ab. Schon die Tatsache, daß von Bremen aus ein jagungshafter Handel mit Sandstein betrieben wurde, läßt den Schluß zu, daß die letzte Bearbeitung der Steine frühestens auf dem Lagerplatze in Bremen, sehr oft auch erst am Orte der Benutzung erfolgte. Was von Obernkirchen kam, war lediglich Rohmaterial, verschieden an Größe, wie es der Bruch gerade hergab oder wie es am meisten verlangt wurde. Manche der bei Dörverden gefundenen Steine entsprechen in ihren Ausmaßen durchaus den damals im ganzen Gebiete von Holland bis Dänemark üblichen Grabplatten und Grabsteinen, die bis auf einen winzigen Rest aus Obernkirchener Sandstein bestehen. Rohmaterial aber mit Ursprungszeichen zu versehen, hätte keinen Sinn gehabt und widerspricht auch der ganzen Zeit, die doch nur in seltenen Fällen fertige Arbeiten bezeichnete. So ist bis heute in dem großen Gebiete von Oldenburg bis Hamburg und von Verden bis Cuxhaven trotz fleißigen Suchens kein einziger Grabstein gefunden, der durch eine Steinmehzmarke auf dem Urheber deutet. So drängt doch alles zu der Annahme, daß es sich bei den Dörverdener Zeichen um Eigentumsmerkmale handelt. Und der Fund selbst stellt sich somit zu einem schönen Belag für die Geschichte des Obernkirchener Sandsteines dar

D. Steilen-Bremen.

Von Grenadiermützen, Dreispitz und Zopf in der alten hannoverschen Armee

Zu der Zeit, da in Preußen die „Langen Kerls“, Friedrich Wilhelm I. Garde, im Exzerzierschritt über den großen Platz des Potsdamer Lustgartens schritt, die hohe Grenadiermütze auf dem Kopfe, als in Berlin, Rheinsberg und anderswo im Lande die Linienregimenter mit dem Dreispitz auf dem Kopf Gefechtsdienst übten, hatte Hannover schon eine Armee, die sich sehen lassen konnte und in der eine recht straffe Disziplin herrschte. Ein Militärschriftsteller sagt von den hannoverschen Grenadiern u. a.: „Sie waren durchaus beachtenswert, zumal in ihrer ernst kriegerischen Haltung, denn sie gewährten einen imposanten Anblick, wenn sie in Front standen, und ihre Tatkraft, ihre Tapferkeit und Unerschrockenheit war Weltruhm geworden.“ Als Kopfbedeckung trugen diese gleich dem preussischen 1. Bataillon-Garde Grenadiermützen, nur von niedrigerer Form als sie in Preußen üblich waren. Das Kopfstück war meist rot, während die Vorderseite in der Farbe der Kopf-

ausschläge gehalten wurde. Ein Mittelschild zeigte den fürstlichen Namenszug und die Königskrone, während man den Schirm zum Klappen eingerichtet hatte. Außer der Infanterie diente die Grenadiermütze gleichfalls den Dragonern als Kopfbedeckung. Jedoch waren die Dragonermützen ein wenig anders in Farbe, Schild und Einfassung. Die Träger der Grenadiermützen grüßten durch Anlegen der Hand an den Mützenkamm. Andere Regimenter trugen den Dreispitz, der beim Grüßen oder Salutieren mit einem exerziermäßig straffen Griff abgenommen wurde. J. B. mußte der vor der Front marschierende Offizier, nachdem er mit der Rechten salutierend den Spanton gesenkt, noch nachträglich den Hut im Vorbeimarsch abnehmen. Ebenfalls durch Hutabnehmen bei Annahme einer geraden Haltung erwiesen die Soldaten auf der Straße dem Vorgesetzten ihre Ehrenbezeugung. Eigenartig mutet es an, wenn man erfährt, daß sogar die Posten vor Gewehr nach Erledigung des Präsentiergriffes die Waffe mit der linken Hand festhalten mußten, während nunmehr die Rechte mit dem Hut salutierte. Genau wie in Preußen trug damals (Mitte des 18. Jahrhunderts) auch der hannoversche Soldat den Zopf. Dieser reichte etwa bis zur Schulter und wurde fein säuberlich gepudert oder mit Kreide beschmiert. Nach und nach wurden diese in Preußen eingeführten Neuerungen (Zopf, Dreispitz und Grenadiermütze) auch von anderen Armeen übernommen — zuletzt erst von den Engländern

Wie man in alter Zeit ränke- und klatschfüchtige Frauen bestrafte

Noch zur Zeit des Siebenjährigen Krieges wurden im Hannoverlande und wohl auch in anderen Gauen Deutschlands gehässige, klatsch- und ränkefüchtige Frauen in eine sogenannte Fiddel gesperrt, wo sie eingeschlossen und erst, nachdem sie Besserung gelobt hatten, freigelassen wurden.

Anno 1747 wurde in Hannover folgender Bericht an die Königliche Kammer abgesandt: „Wir müssen hierdurch ganz gehorsamt auch untertänig vorstellen, wie sehr häufige Klagen hieselbst geführt werden, daß einige böse Weiber ihre Männer und Nachbahren mit groben Scheltworten anfallen und dadurch oftmahlen Schlägereien und andere übele Suiten verursachen. Als nun zur Bestrafung dieser bösen Weiber, hithero keine andere als eine ordinaire Gefängnißstrafe in dem Bürger-Gehorsam hat fürgenommen werden können, so aber nicht fruchten will: So haben wir hierbei einen Anschlag von einer neu anzulegenden Fiddel ganz gehorsamt auch untertänig überreichen und zugleich anheim stellen sollen: ob in Gnaden geruhen wollen, solche angeschlagene Kosten behuf Bändigung der bösen Weiber zu resolvieren.“

Es folgt nun der Anschlag zur Verfertigung einer Fiddel: 24 Fues Stenderholz, a Fues 1 Ggr. = 1 Rästth., Mahlerlohn = 2 Rästth., Tischlerlohn = 2 Rästth.

Nach dem hohen Malerlohn zu urteilen, wird die Fiddel mit allerlei hübschen Emblemen, die besonders keifende, eingeschlossene Weiber darstellen, versehen worden sein. Auch ein derb-witziges Sprüchlein, das auf die Schandmäuler Bezug nahm, dürfte nicht gefehlt haben.

Aus dem Spielschen „Hannoverschen Vaterländischen Archiv“ geht übrigens hervor, daß noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu Lückow auf dem Platze vor dem Schlosse eine Fiddel stand, deren Einrichtung, trotz Witterungseinflüssen, noch deutlich erkennen ließ, daß solch ein prangerähnliches Strafinstrument mehr auf öffentliche Beschimpfung als auf körperliche Züchtigung eingestellt war. Die boshaftesten Weiber sollen durch Anschließen in der Fiddel alsbald von ihren Gefährlichkeiten kuriert worden sein; denn die liebe Strafenjugend, wohl auch Erwachsene, nahmen die in der Fiddel Sitzenden alsbald nach althergebrachter Sitte aufs Korn; und es dürfte dabei nicht allzu sanft mit den Delinquenten umgesprungen worden sein.

Auf der Lückower Fiddel waren übrigens um die Dessenungen herum, durch welche der Kopf bis zu den Schultern und die Arme gesteckt wurden, fauchende und beißende Kraken dargestellt. Und darüber stand das wohl in den meisten Fällen fortan beherzigte Sprüchlein:

„Was Kraken, was Beißen?
Friede soll's heißen!“

Kus der Schwedenzeit

Von W. Dreher.

Vom Reisen.

Eine Reise um das Jahr 1775 war ein bedenkliches Unternehmen. Daran war nicht nur die allgemeine Unsicherheit im Lande schuld, sondern vor allen Dingen auch der Zustand der Wege und Verkehrsmittel. Die Landstraßen bei uns boten ein trauriges Bild dar. Während der ersten Hälfte des Jahrhunderts, im dreißigjährigen Kriege, hatte man sich um ihre Instandhaltung so gut wie garnicht gekümmert und das blieb auch nach dem Friedensschlusse noch so, so daß die häufigen Klagen der Reisenden nur zu berechtigt waren. Pflaster gab es noch nicht; wir können es deshalb verstehen, wenn uns berichtet wird, daß auf der Geest nach Regengüssen der Weg oft an einer Seite so wegschwemmte, „daß man ohne Gefahr umzuwerfen selbigen nicht wohl passieren konnte.“ Ueberhaupt waren die „ordentlichen Landstraßen wie auch andere Wege dergestalt ausgefahren und verdorben, daß an manchen Orten die sowohl zu Fuß als zu Wagen reisenden Leute zuweilen mit Leib- und Lebensgefahr sich hindurch wagen mußten.“

Solche Zustände herrschten noch im Jahre 1708. Da erit verfügte die Regierung, daß künftig jährlich zweimal, im Frühling und Herbst die Wege in jedem Ort ausgebessert werden sollten. Das geschah, wenn es „vorschriftsmäßig“ gemacht wurde, in der Weise, daß man die tiefen Stellen mit starkem Busch ausfüllte, darüber etwas Heide deckte und dann gute Sanderde kasschüttete.

Da in dieser Zeit ja alle Kaufmannswaren, soweit kein Wasserweg zur Verfügung stand, noch per Achse von Ort zu Ort befördert werden mußten und auch der gesamte Reiseverkehr sich auf der Landstraße abwickelte, waren gute Straßen dringend nötig. Heute würde sich mancher Fuhrmann besinnen, einen Weg zu fahren, der damals Anspruch auf den Namen „Landstraße“ machte. Aber was halfs, es gab eben keine besseren. Dazu kam, daß die Obrigkeit den Fuhrleuten und Reisenden bestimmte Straßen vorschrieb.

Dieser Zwang zur Benutzung vorgeschriebener Wege, der an den „Straßenzwang“ des Mittelalters erinnert, hatte einen doppelten Zweck: Einmal wollte die Regierung damit erreichen, daß der Durchgangshandel dem Lande voll zugute kam und nicht etwa anderen, bessere oder kürzere Wege einschlug, zum andern war es nur so möglich, die Ein- und Ausfuhr zu überwachen und den Zoll zu erheben.

Die verbotenen Wege wurden „Nebenwege“ genannt. In der „Verdischen Land-Schutz-Ordnung“ heißt es: „Ueber die Mühle zu Schaeffel als einen Nebenweg darf niemand passieren. Auch muß der Müller, daß er niemand, wenn er nicht den Tmpat bezahlt zu haben docieren kann, durchpassieren lasse, eidlich verpflichtet werden.“ Wurde ein Fuhrmann, der schmuggeln wollte, auf einem Nebenwege ertappt, so verlor er außer Pferd und Wagen auch die Ladung, wovon der Angeber die Hälfte erhielt.

Im Jahre 1699 wurden in den beiden Herzogtümern 32 „Passagen“ festgelegt, in angemessenen Abständen an denselben Umspannstellen eingerichtet und die Fahrpreise behördlich geregelt.

Für unser Gebiet kamen inbetracht die Linien: 1. Von Horneburg über Sittensen—Rotenburg nach Verden. 2. Von Horneburg über Zeven nach Rotenburg. 3. Von Stade über Apensen—Sittensen—Rotenburg nach Verden. 4. Von Zeven über Sottrum nach Verden. 5. Von Verden nach Wiffelhövede. 6. Von Wiffelhövede nach Schneverdingen.

Diese „Passagen“, die sich neßförmig über das Land verketten, sollten hauptsächlich dem Personenverkehr dienen. Bisher war es ein großer Uebelstand gewesen, daß der Reisende entweder sein eigenes Gespann benutzen mußte oder von Ort zu Ort ein fremdes mietete. Letzteres besonders war mit großem Zeitverlust und oft auch mit mancherlei anderen Unannehmlichkeiten verbunden. Jetzt wurden an den oben angeführten Plätzen „Wagenmeister“ bestellt, die ständig frische Pferde in Bereitschaft hielten und darauf zu achten hatten, daß der Pferdewechsel in spätestens einer halben Stunde erledigt war. Eine ganze Anzahl Einwohner fanden so einen lohnenden Nebenverdienst, indem sie ihre Gespanne zur Verfügung stellten und selbst als Fuhrleute tätig waren. Als Fahrpreis hatten die Reisenden pro Pferd und Meile 8 Schillinge zu entrichten. Ein zweispänniger Wagen von Rotenburg nach Verden (3 Meilen) kostete demnach 48 Schillinge; da eine zweispännige Fuhr jedoch drei Personen mit je 40 Pfund Gebä mitnehmen durfte, entfielen auf jeden Fahrgast in diesem Falle nur 16 Schillinge.

Obwohl diese Neuordnung des Reiseverkehrs vom Jahre 1699 einen wesentlichen Fortschritt darstellte, war eine solche Fahrt auf einem federlosen Bauernwagen (besondere Fahrzeuge nach Art der späteren Postkutschen werden nicht erwähnt) für den Reisenden alles andere als ein Vergnügen. Es gehörte schon eine gute Gesundheit dazu, um die Strapazen einer solchen Ueberlandfahrt zu ertragen. An Schlafen war natürlich nicht zu denken. Die Reisenden mußten vielmehr ständig auf ihrer Hut sein, daß sie nicht plötzlich an einer schlechten Stelle des Weges unliebsam durcheinander geschüttelt wurden, einen Teil ihres Gepäcks verloren oder wohl gar selbst auf unfreiwillige Weise die Bekanntschaft eines Wasserloches oder einer Baumwurzel machten. Derartige kleine Unannehmlichkeiten mußte man mit in Kauf nehmen oder sonst lieber zu Hause bleiben.

Da die Zetten unsicher waren, in manchen Orten Deutschlands auch noch die Pest umging, wurden die Reisenden an den meisten Orten mit Mißtrauen empfangen und einem eingehenden Verhör unterzogen, ehe man ihren Paß abstempelte und die Durchreise gestattete. In einer Anweisung der schwedischen Regierung heißt es:

„Die Beamten haben bei der Einsichtnahme in die Pässe sich gegen die Reisenden aller Sanftmut und Bescheidenheit zu befleißigen, niemanden mit harten und unhöflichen Worten anzufahren. Sodann einen jedweden besonders ohngefähr folgendergestalt zu befragen:

Wie er heiße?

Von wes Stande und Condition?

Wo er wohnhaft sei?

Von wannen er komme.

Von welchem Ort er zuerst ausgereiset?

Auf was für Dertter er zugekommen?

Unter wessen Gebiet dieselben belegen?

Wie lange er sich an diesem oder jenem Orte aufgehalten?

In was Geschäften?

Ob er einen Paß habe?

Ob er weiter hinaus wolle? usw.“

Hatte der Reisende dies Examen glücklich bestanden, so konnte er daran denken, eine Herberge aufzusuchen. In den größeren Ortschaften waren Krüge und Gasthöfe, die Fremde aufnahmen, auf den Dörfern meist nicht. Eine Schilderung eines Gasthauses gibt der Engländer John Taylor, der im Jahre 1616 eine Reise von Hamburg nach Bückeburg und zurück machte, und dabei in Rotenburg übernachtete. Er schreibt:

„In diesem Rotenburg also fanden wir in einem stattlichen Gasthause Quartier, wo Wirt, Wirtin, Gäste, Kühe, Pferde, Schweine — alle in einem Zimmer schliefen. Gleichwohl muß ich bekennen, daß ihre Betten sehr gut sind und ihr Leinenzeug sauber; aber hierzulande gebrauchen sie keine leichte oder grobe Wolldecke zum Zudecken, sondern ein mächtiges Federbett zu unterst mit einem Bettlatten, Rissen und Ueberzügen, und ein anderes Federbett zu oberst und ein reines Bettlatten über das Ganze, so daß man darinnen lieget . . . ganz in weiß.“

Viel Mißbilligkeit bereitete das ständige Umwecheln des Geldes, da fast jedes Ländchen damals seine eigene Münze hatte. Der oben erwähnte J. Taylor hatte beispielsweise am Ende seiner Reise unter 23 Zweifpennigstücken 13 verschiedenen Gepräges. (Wie groß dieser Mißstand im Geldwesen war, zeigt folgende Tatsache: Bei der Einsammlung von Kollekten war es vorgekommen, daß die Beamten vor der Uebersendung des Geldes nach Stade dieses nicht fortiert und auch keinen „Sortenzettel“ beigelegt hatten, „so daß man das von den Grenzorten kommende Geld öfters nicht gekannt, noch was es gölte gewußt hat.“)

Es ließe sich noch manches andere anführen, was das Reisen in der damaligen Zeit in keinem angenehmen Lichte erscheinen läßt. Aber es waren nicht alles Schattenseiten. Verglichen mit der Gegenwart hatte man doch den großen Vorteil, Land und Leute viel eingehender und sozusagen aus nächster Nähe kennen zu lernen. Man durchfuhr nicht als Fremder eine Gegend, sondern hatte Muße genug, zu Menschen und Dingen in persönliche Beziehung zu treten, was naturgemäß einen viel reicheren Erinnerungsschatz hinterließ als z. B. eine Eisenbahnfahrt von heute.

Trotzdem stand sich wohl immer noch am klügsten der ehrsame Hausvater, der als vorsichtiger Mensch ohne zwingenden Grund den Bezirk seiner engeren Heimat nicht verließ und den Lockungen der Ferne im Stillen die Worte entgegensetzte: Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

